

Ein Denkmal für Gastarbeiter:innen

Savo Ristic ist Direktor der Gartensiedlung Fortuna für aktive Senior:innen im 21. Wiener Gemeindebezirk. Im Jahr 1997 kam er mit 19 Jahren aus dem kroatischen Vukovar nach Wien, um Bauingenieurwesen zu studieren – in der Stadt, die in den 1960er und -70er Jahren von sogenannten Gastarbeiter:innen wie seinen Eltern aufgebaut wurde. Als „Gastarbeiterkind“ wünscht sich Ristic nichts mehr als eine offizielle Anerkennung für die Elterngeneration und engagiert sich für den Bau eines Denkmals für Gastarbeiter:innen.^[1] Wir sprachen mit ihm über seine Beweggründe und den Weg zum Denkmal.

Der Arbeitstitel für den Schwerpunkt dieser Stimme-Ausgabe lautet „fehlende Denkmäler“. Mit deiner Initiative für ein Gastarbeiterdenkmal weist du konkret auf eine Lücke in der Denkmallandschaft Wiens hin. Was soll ein Denkmal für Gastarbeiter:innen bewirken?

Mir geht es darum, dass die Geschichte der Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen nicht verlorengeht. Mittlerweile ist ein Großteil der ersten Generation der angeworbenen Arbeitskräfte nicht mehr am Leben. Die sichtbaren Zeichen der Gastarbeit verschwinden ebenso aus der Stadt. Den Südbahnhof, der Ankunftsstelle und Treffpunkt war, gibt es in dieser Form nicht

mehr, auch Gastarbeiterorganisationen wie Sport- oder Tanzvereine.

Ein Denkmal stellt für mich einen Anker gegen das Vergessen dar, und eine Erinnerungshilfe an das Unrecht, das den Gastarbeiter:innen in all den Jahren widerfahren ist. Was weiß man über diese Zeit, wenn man heute unentwegt von Arbeitsmigrant:innen spricht, die nicht gut Deutsch sprechen? Weiß man, wie viel sie arbeiten mussten und ob es überhaupt Deutschkurse gab? Dass man ihre Kinder in sogenannte Gastarbeiterklassen schickte, weil sie zurückkehren sollten? Niemand hat sich um diese Menschen gekümmert.

Geblieden ist ein falsches, unvollständiges Geschichtsbild. Dabei sind die Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen Teil der österreichischen

Geschichte. Diese Geschichte soll als Ganzes erzählt werden, bevor sie verschwindet.

Das Denkmal soll also die Mehrheitsgesellschaft über diese Zeit informieren und an sie erinnern. Was würde es für die Gastarbeiter:innen selbst und ihre Nachkommen bedeuten?

Etliche Menschen aus der Gastarbeiter-Community, die ich angesprochen habe, meinten, ein Denkmal würde ihnen sehr viel bedeuten. Sie sagten, „wir haben unsere schönsten Jahre am Bau verbracht und niemand hat uns jemals gesagt, ‚Danke, dass ihr das Land mit aufgebaut habt‘. Das hätte dem Ganzen einen Sinn verliehen, zum Beispiel dass wir unsere Kinder jahrelang in der Heimat zurücklassen mussten.“ Meine Eltern waren auch Gastarbeiter. Wenn wir gemeinsam durch die Stadt gingen,

^[1] „Gastarbeiter:innen“ ist das serbisch-kroatische Lehnwort für den Begriff „Gastarbeiter“ – ein Eigenbegriff für eine historisch neue Form organisierter Arbeitsmigration in den 1960er Jahren. „Gastarbeiter:innen – 40 Jahre Arbeitsmigration“ hieß die Ausstellung der Initiative Minderheiten und des Wien Museum im Jahr 2004.



Foto: Adrian N. Ristic

zeigte mein Vater immer wieder auf Gebäude und sagte: „Schau, dieses Haus habe ich gebaut.“ In diesem Sinne soll das Denkmal auch eine Anerkennung für diese Menschen symbolisieren. Anerkennung ist für uns alle wichtig. Ob als Vater, Mutter oder als Kollegin und Kollege, wir brauchen Wertschätzung und Respekt vor unseren Leistungen. Wenn schon österreichische Politiker:innen unentwegt von Leistung sprechen, wäre es für mich ein Wunder, wenn irgendeine politische Partei dagegen wäre, selbst die FPÖ.

Das Denkmal soll zum Ausdruck bringen, dass diese Generation es nicht leicht gehabt hat, dass wir ihre Leistungen anerkennen und uns bedanken wollen. Meiner Wahrnehmung nach ist dies bis heute nicht ausreichend geschehen.

Sollte darüber hinaus nicht auch eine andere Botschaft für das Hier und Jetzt und die Zukunft vermittelt werden?

Nicht zuletzt wollen wir mit diesem Denkmal eine Debatte anregen. Ausgehend vom Denkmal wollen wir einen Bildungsraum erschaffen, in dem

wir die Geschichte der Gastarbeit erzählen, die wirtschaftliche Notwendigkeit, den Anwerbungsprozess, die Leistungen von Frauen ... Das bin ich bin meinen Eltern und tausenden anderen schuldig.

Es soll ein lebendiges Denkmal sein. So lernt man auch für die Zukunft. Das Thema ist nicht abgeschlossen, auch jetzt kommen Menschen ins Land, um zu arbeiten, ob in der Pflege oder anderen Bereichen. Vielleicht können wir es für sie leichter machen.

Wie bekannt ist das Projekt in den Communitys der Arbeitsmigrant:innen?

Die bisherige Berichterstattung über die Denkmalinitiative haben auch Minderheitenmedien aufgegriffen. Daher denke ich, dass das Projekt grundsätzlich bekannt ist. Eine richtige Diskussion wird aber erst aufkommen, wenn wir starten, also an die Öffentlichkeit gehen. Wir überlegen uns Formate, wie wir das Thema breit diskutieren können. Die Menschen sollen mitwirken, mitreden. Ich vermute, dass dieses Angebot mit Freude angenommen wird.

Für welche Generation ist das Thema der Erinnerung und Würdigung der Gastarbeit besonders wichtig?

Für die erste Generation ist es weniger ein Thema. Meine Eltern hätten ihr Land nicht verlassen, wenn sie genug zum Leben gehabt hätten. Sie wollten ein paar Jahre in Österreich arbeiten, um dann in der Heimat ein Haus zu bauen. Wenn man so denkt, erträgt man die Zustände leichter. Es spielt dann keine Rolle, ob mich jemand schief anschaut oder meine Leistung nicht würdigt, ich will ja nur Geld verdienen.

Wenn aber die zweite oder dritte Generation immer noch nicht als Teil der Gesellschaft anerkannt wird, obwohl viele von ihnen hier geboren sind und keine andere Heimat haben, wird es schwierig. Nur weil ich meinen Sohn nach meinem Opa nenne und er etwa Dragan oder Mohammed heißt, soll die Integration gescheitert sein? Wie kann man sich an einem Namen stören? Genau das ist für die dritte Generation sehr schwer. Hier geboren und aufgewachsen zu sein und ständig das Gefühl zu haben, unerwünscht zu sein ... Das erzeugt Frust. Die Rapperin Esra Özmen von EsRap sagte in einem Interview, man habe sie zur Ausländerin gemacht.

In Deutschland haben Migrant:innen mittlerweile viel mehr Präsenz in Medien, Kunst und Kultur als in Österreich. Hier muss noch viel passieren, damit Migrant:innen nicht mehr nur in der Reinigungsbranche überrepräsentiert sind. Mit Kopftuch putzen ist okay, aber Mitsprache nicht!

Migrant:innen sollen keine Kritik ausüben, heißt es. Ich lebe in diesem Land und weil ich ein aktiver Bürger bin, übe ich auch Kritik an den politischen Zuständen. Das ist meine Pflicht. Auch ich dachte in den Anfangszeiten, ich sei weniger wert und dürfe nicht viel reden. Das ist aber der falsche Ansatz.

Weißt du noch, wann du das erste Mal die Idee zu einem Denkmal hattest?

Ich beschäftige mich seit 2015 mit den Themen Migration und Integration.

Ich traf auf andere, denen das Thema ebenso ein Anliegen war. Wir kamen zum Schluss, dass es eine Gegenstimme gegen den negativen Diskurs über Migration braucht, eine Gegenbewegung. Das ist uns leider noch nicht gelungen. Also habe ich mir überlegt, was ich als Einzelperson machen kann. Und irgendwann kam die Idee zum Denkmal. Das war im Jahr 2019. Meine Familiengeschichte hat bei der Entstehung der Idee zweifellos mitgewirkt.

Die Idee ist das eine, die Realisierung das andere. Wie ging es weiter?

Ich hatte keine Ahnung, wie ein Denkmal verwirklicht werden kann, ich bin kein Künstler, kein Prominenter, habe auch kein Geld. Wer weiß, durch wie viele Magistrate so ein Anliegen gehen muss. Trotzdem sagte ich mir, du startest mal, verschriftlichst deine Idee, schreibst Menschen an. Zum Glück kam ich mit Şenol Akkılıç von der Volkshilfe zusammen. Şenol beschäftigt sich auch seit Jahrzehnten mit Migration. Die Geschäftsführerin der Volkshilfe Wien Tanja Wehsely zeigte Interesse am Projekt. Die Idee wurde im Rahmen der Initiative *Volkshilfe Community Work*, die Menschen bei der Realisierung ihrer Projektideen für ein inklusives Zusammenleben unterstützt, weiterverfolgt. Über *Community Work* begannen Gespräche mit der Stadt Wien.

Wir sprachen die Sozialpartner an, die damals die Anwerbeabkommen mitunterschrieben hatten – ÖGB, Arbeiterkammer, Wirtschaftskammer. Das eine fügte sich zum anderen. Bauunternehmen wie Strabag und Porr haben als weitere Stakeholder finanzielle Unterstützung zugesagt. Mit dabei ist auch die *Central European University*, wo Student*innen zum Denkmal forschen. „Der Gute Rat“ der Millionenerbin Marlene Engelhorn unterstützt die Idee der Errichtung des Denkmals mit einer Summe von 50.400 Euro.

Schön, dass es so viele Verbündete gibt. Gab es auch Gegner bzw. Widerstände?

Bisher gab es nur eine Gegenstimme. Ein FPÖ-Bezirkspolitiker richtete sich in einer OTS-Aussendung gegen das Projekt – mit dem Argument, dass das Trümmerfrauen-Denkmal auch nicht öffentlich finanziert worden sei.

Die Idee ist im Jahr 2019 geboren, die Pandemie hat ihre Entwicklung verzögert, mit einem Symposium Mitte März ist das Projekt nun wirklich gestartet. Können wir einen konkreten Zeitraum für die Umsetzung nennen?

Die Wiener Kulturstadträtin Veronica Kaup-Hasler zeigte mit ihrer Einladung zum Symposium im Rathaus die Unterstützung und das Interesse an der Migrationsgeschichte des offiziellen Wiens. Mit dem Zeitpunkt des Symposiums ging das Projekt in professionelle Hände. Das Vorhaben wird nun beschrieben, begründet und ausgeschrieben.

Wo soll das Denkmal stehen?

Theoretisch kann es überall in der Stadt stehen, aber ich wünsche mir von Anfang an den Hauptbahnhof – den früheren Südbahnhof. Dieser Ort steht für Ankunft, hier wurden Arbeit und Wohnungen vermittelt, in seiner Umgebung entstanden Lokale und Einrichtungen, wo sich die Zugewanderten austauschten. Ein symbolträchtiger Ort. Und mich würde es sehr freuen, wenn das Denkmal von einer Gruppe junger Künstler:innen mit Migrationsbiografien gestaltet werden würde.

2024 war das 60. Jahr des Abkommens zur Anwerbung von Arbeitskräften aus der Türkei. Wurde dieser Anlass für dich gebührend gefeiert?

Natürlich wäre es schön, wenn das Denkmal in diesem Jubiläumsjahr schon realisiert worden wäre. Mir hat zum 60. Jahr des Gastarbeiterabkommens eine koordinierte, große, hörbare Veranstaltung gefehlt. Möglicherweise fühlte sich niemand dafür wirklich zuständig. Auch medial

passierte nicht viel. Dabei hätte man die Menschen zusammenbringen und mit ihnen diskutieren können. Das würde der ganzen Gesellschaft guttun. Vielleicht kann man diesen Wunsch für 2026 deponieren, wenn sich das Abkommen mit Jugoslawien zum 60. Mal jährt.

Natürlich hat das mit der Wichtigkeit zu tun, die man dem Thema beimisst, oder? Die Politik bezieht nicht nur mit den Dingen Stellung, die sie tut, sondern auch mit solchen, die sie nicht tut. Wenn die Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen nirgendwo vorkommen, ist das eine Aussage.

Wie siehst du den aktuellen politischen Rechtsruck – nicht nur – in Österreich?

Problematisch ist, dass rechtes Denken und Handeln mittlerweile zur Normalität geworden sind. Es ist normal, dass Migrant:innen schräg angesehen werden. So verlieren wir die junge Generation. Wie soll man das verkraften, ohne innerlich zerissen zu werden? Was heißt es, einerseits sich als Teil der Gesellschaft zu fühlen und gleichzeitig zu wissen, dass man nicht erwünscht ist? Ich hoffe sehr, dass Wien dagegenhalten kann. Und dass wir aufdecken können, dass es dabei nur um blödes, leeres Gerede geht und keineswegs um sinnvolle Politik.

Hast du ein Lieblingsdenkmal? Eines, das dich besonders anspricht?

Ad hoc fällt mir keines ein. Aber eine Vorstellung, wie das Gastarbeiterdenkmal aussehen könnte, habe ich schon: einige Meter hoch, wie eine Fackel oder ein Blumenstrauß, der in den Himmel ragt, bunt und lebendig. Es strahlt eine gewisse Hoffnung für die Zukunft aus. Jedenfalls nichts Trauriges, nichts Abstraktes. Gastarbeiter:innen sind nicht abstrakt, das sind Männer, Frauen und Familien. Ich stelle mir vor, wie ich beim Denkmal sitze und diese Verbundenheit spüre, diese Kraft und Freude.